

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1919

27.7.1919 (No. 30)

Die Pyramide

Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 30

Karlsruhe, Sonntag, 27. Juli

1919

Auf dem Kirchhof.

Detlev von Liliencron
(zu seinem 10jährigen Todestage, 22. Juli).

Der Tag ging regenschwer und sturmbewegt,
Ich war an manch vergessenem Grab gewesen.
Verwittert Stein und Kreuz, die Kränze alt,
Die Namen überwachsen, kaum zu lesen.

Der Tag ging sturmbewegt und regenschwer,
Auf allen Gräbern fror das Wort: Gewesen,
Wie sturmestot die Särge schlummerten,
Auf allen Gräbern taute still: Genesen.

Inhalt: Auf dem Kirchhof. Von Detlev von Liliencron. — Ein unbekannter Reichenauer Geschichtsklitterer. Von K. Freisendanz. — Ueber Schwebingens Garten und Theater II. Von Karl Freund. — Eink und Fest. Von Alban Breisgau.

Ein unbekannter Reichenauer Geschichtsklitterer.

Von Dr. Karl Freisendanz.

So schicksalsreiche, dramatisch bewegte Bilder zeigt die Geschichte der Reichenau, daß man glauben sollte, die Historiker alter Zeiten hätten sich um das Vergnügen, die Geschichtsbücher auf der grünen Insel festzuhalten, reifen müssen. Aber diese Annahme täuscht. Die paar Versuche einer wirklichen Reichenauer Geschichte bieten sehr mittelmäßiges Stückwerk. Aus dem letzten Jahrhundert kennt man die populären Abrisse des Hohentwiler Pfarrverwesers D. Schönhuth (1835) und F. Staigers (1860). Was man von einer eigentlichen Geschichte der Insel erwarten möchte, erfüllen die beiden gemüthlichen Schriften in keiner Richtung. Daß es aber auch an andern ernstern Anlässen zu einer Reichenauer Geschichtsklitterung im vergangenen Säkulum nicht gefehlt hat, zeigt das unbekanntes Manuskript eines Mannes, der die Reichenau herzlich geliebt hat.

Freiherr Adolf Friedrich Hundbich v. Waltrams amtierte als letzter Obervogt der Insel; von ihm konnte noch 1860 Staiger rühmen, sein Gedächtnis — er war damals schon 55 Jahre tot — lebe in dankbarer Erinnerung bei den Reichenauern. Ihn schmerzte der Mangel einer Inselhistorie so, daß er sich entschloß, selbst tätig anzupacken, und so entstand seine „Historisch-topographische Beschreibung der Insel Reichenau und der dazu gehörigen Ortschaften“ mit der altfränkischen Dedication: „Ihro Hochfürstlichen Durchlaucht dem regierenden Herrn Markgraf von Baden Karl Friederich dem Allgeliebten! Widmet in tiefster Verehrung diese Blätter der Verfasser . . . im November 1802“. Das kleine Werk, ein Folioband von stark 60 Blatt, steht heute als Karlsruher Handschrift 173 unter den Manuskripten der Badischen Landesbibliothek.

Nicht als unterscheidet sich dieses historische Opus von seinen Vorgängern und Nachfolgern besonders vorteilhaft. Nein. Die gleichen Mängel haften an ihm, Liebe ersetzt durchweg die Kritik. Der Verfasser gesteht selbst, er habe die Arbeit begonnen „aus Liebe für die vaterländische Geschichte“, dann aber sei sie ihm Pflicht geworden, seit der „edle Fürst Bischof Dalberg“ ihn zum Landeskommissarius ernannt und ihm das Werk „instruktionsmäßig“ übertragen habe. Aber es verdient wohl, dem hundertjährigen Staub auf ein paar Augenblicke zu entsteigen; wer die kommende Monographie der Insel und seines Klosters schreiben wird, muß diese Augenblicke zu einigem Verweilen längen. Denn mancherlei Ansichten und Nachrichten dieses alten Zeugen nötigen Teilnahme ab und bieten Neues. Jedenfalls hat auch der Bearbeiter, der 1805 starb, ohne seine Schrift zu veröffentlichen, angenommen, Wertvolles mit ihr zu hinterlassen; wenigstens sagt er in der Einleitung vor einem literargeschichtlichen Ueberblick: „Alles was bisher über den Bodensee und seine Ufer geschrieben ward, ist nur ein Bruchstück. Von dem Mangel einer vollständigen Geschichte dieser Gegend, reiste in mir der Entschluß, ein genaues topographisch und historisches Gemälde der vorzüglichsten Gegenden und Orte des Bodensees zu entwerfen, wobey mein erstes Blick auf die Fürstl. Konstanzer Besitztungen, aus dem wesentlichen Grunde gerichtet war; weil mir der freie Zutritt in die dortigen Archive auf keine Art erschweret werden durfte“.

Alle Register seiner Beredsamkeit zieht Hundbich, um die schöne Lage der Reichenau gehörig zu rühmen: „Alles ist hier

vereinet, was die Natur uns schenken und der landwirtschaftliche Eifer nur immer veredeln kann“. Aus allen einschlägigen Werken klittert er dann die Geschichte des Klosters zusammen, ohne dabei Neues bieten zu können oder zu beanspruchen. Er bestaunt die Macht des Gotteshauses, dessen jährliche Renten „auf die in jener geldarmen Zeit ungeheure Summe von 60000 Gulden“ stiegen, und er freut sich der Sage, „daß Reichenaus Aebte auf ihren eigenen Gütern bis nach Rom haben reisen oder doch auf denselben Mittag und Abends sich haben verpflegen können . . . Die Zahl der Mönche und Priester, welche von dem Kloster Reichenau abhingen, war so groß, daß man solche unter Ludwig dem Frommen auf 1600 Köpfe berechnete. . . Durch diesen Schwarm der Klirren ward Reichenau für eine heilige Erde gehalten, und sie wurde durch vielfache Privilegien der Kaiser und Könige oft ein Asyl für Boswichte und Schurken. Es war verboten auf der Insel Waffen zu tragen, und ungetaufte Kinder durften in derselben nicht begraben werden. Eine abgesonderte Stelle, wohin eine Kapelle, noch jetzt Kindelbild genannt, gesetzt wurde, war dazu bestimmt, diese armen Geschöpfe . . . aufzunehmen. Das Todes-Urtheil über Verbrecher mußte, wie jetzt noch, außer der Insel vollzogen werden, und nur auf einem einzigen Flecke der Insel, welchen man Diebsweide hieß, durfte Blutgericht gehalten werden“.

Der Geschichte von Kunst und Wissenschaft räumt der Verfasser eine reichlich bemessene Seitenzahl ein. Die Gelehrten und Dichter des Klosters werden namhaft gemacht wie die Stifter wertvoller Handschriften. Durch Schenkungen konnte die Bibliothek im 13. Jahrhundert trotz dem sonstigen Verfall wachen: „Noch immer blühte der Geist der Gelehrsamkeit, wenn nicht in den Köpfen der Mönche, doch in ihrer Büchersammlung“, bis das Konstanzer Konzil eine Menge wertvollster Werke des Handschriften-Schatzes verschlang: „Aber doch blieb daselbst noch eine unermeßliche Zahl der besten Manuskripte. Mit dem sukzessiven Fall des Klosters ruhten auch dessen kostbarste Werke unbenuzt, beynahe ein Raub der Motten, in ihren Fächern. Noch jetzt werden in der Bibliothek des Klosters 434 Handschriften, wovon 273 auf Pergament und 161 auf Papier geschrieben sind, zum Theil aus dem neunten, und zehnten Jahrhundert, aufbewahrt, die zuerst dem würdigen Fürst Abbt Gerbert, und seine Schlinge von St. Blasien aus ihrem Todesschlummer wider weckten. Auf seiner liturgischen Reise durch Alemannien, im Jahre 1759, sonderte er die auf Papier geschriebene Bücher von denen auf Pergament ab, wies ihnen bessere Stellen an und leitete jenen Katalog zuerst ein, welchen nachher der von den Gelübden des Mönchsstandes befreite, leider für die Mäusen zu früh gestorbene Pater Johann Nepomuk Bek, zimmlich vollendete, und den der jetzige Pfarrer Gricker in Oberzell mühsam erneuerte, so wie derselbe alle vorhandenen Inkunablen, 220 an der Zahl, sorgfältig verzeichnete. Jedoch auch dieses Verzeichniß beschränkt sich nur auf Handschriften. Die übrigen Schriftsteller aber sind unberührt und in babilonischer Verwirrung. Außer den Handschriften enthält indessen diese Bibliothek wenig wichtiges und von der neueren Literatur durchaus nicht, weil kein Fond existirt, aus welchem solche Bücher nachgeschafft werden konnten“.

Mit diesen Sätzen hilft uns v. Hundbich harmlos aus einer Verlegenheit. Daß Martin Gerbert die Reichenauer Handschriften neu ordnete und katalogisierte, wußten wir, auch die Tätigkeit Grickers war nicht unbekannt. Aber unangeführt war man bisher über den Verfasser eines nicht unwichtigen Verzeichnisses der Reichenauer Pergamenthandschriften aus dem Jahre 1791. Er unterschreibt sich mit den Buchstaben P. J. N. B. Der Bericht von Hundbich erst macht es möglich, sie sicher zu ergänzen zum Namen: „Pater Johannes Nepomuk Bek“; vgl. mein kürzlich erschienenenes Buch, Zeugnisse zur (Reichenauer) Bibliotheksgeschichte, S. 266. 267.

Das dritte Kapitel berichtet über den damaligen Umfang des Oberamtes Reichenau. Damit verläßt der Verfasser die Klostergeschichte und wendet sich einem Gebiete zu, das unserer Arbeit ferner liegt, aber den einseitigen Geschichtsschreiber der Insel interessieren wird. Als Probe seien aus diesem Abschnitt nur einige Nachrichten über das alte Reichenauer Schulwesen mitgeteilt, die mit der fähigen Anregung eines Reichenauer Gymnasiums schließen: „In der Insel Reichenau befindet sich eine Schule und zwei Schullehrer, nemlich: Johan Baptist Sauter und Fidel Baf, wogegen Joseph Anton Bayer in Bollmatingen, Nikolaus Harber in Allensbach und Joseph Otle in Markelfingen als Lehrer angestellt sind. Das Schulwesen im allgemeinen befindet sich in einem sehr guten Zustande und nicht nur für die alltags, sondern auch für die Sonntagsschule sind . . . sehr zweckmäßige oberamtliche Schulordnungen nach besondern Lokalverhältnissen verfaßt worden, welche um so mehr in die strengste Ausübung gesetzt werden, da die weltlichen und geistlichen Oberkeiten die Schulen abwechselnd persönlich besuchen und da über den Fortgang des Schulwesens jeden Monat eine geschichtliche Tabelle von jedem Lehrer eingereicht werden muß. Die Schulkhäuser werden überall von den Gemeinden unterhalten, so wie diese auch vorbehaltlich der Obrigkeitlichen, Geistlichen und weltlichen Bestätigungen die Lehrer ernennen, und es befinden sich dormalen zu Reichenau 251, zu Allensbach 124, zu Bollmatingen 80 und zu Markelfingen 27 Schulkinder, unter welcher Zahl aber auch die großern Schüler der Sonntagsschul begriffen sind . . . Andere Bildungsanstalten befinden sich in dem Oberamtsbezirke keine und jene Söhne, welche den Studien sich widmen wollen, werden meistens auf die Gymnasien nach Konstanz und Ulm verlegt. Diese Verschickung ist mit vielen Kosten verbunden, welche zum besten aller Unterthanen verpart werden könnten, wenn in dem Kloster zu Reichenau, wo sich ohnehin drei fähige junge Geistliche und alle nöthigen Studienrequisiten sich befinden, eine lateinische Schul errichtet würde.“

Wertvolle Notizen bieten die Abschnitte über Geisteslichkeit und Gerichtsbarkeit, Landwirtschaft und sonstige Nährzweige auf der Insel, auf die hier nur hingewiesen sei wie auch auf den Inhalt des vierten Kapitels: ein Beitrag des „Herrn Professoris D. Karg in Konstanz, dieses rastlosen edlen Naturforschers“, der eine Aufzählung sämtlicher Arten von Fischen und Wasservögeln der Reichenau für die Geschichte des Freiherrn v. Hundbich geliefert hat. Seine Geschichtsklitterung hat nirgends Aufsehen erregt, sie ist sogar still in der Versenkung verschwunden, aber sie ist dennoch wert, unter ähnlichen Versuchen als bemerkenswerter Anlauf zu einer Lokalhistorie der Reichenau gebacht zu werden.

Ueber Schwetzingens Garten und Theater in Vergangenheit und Gegenwart.

Von Karl Freund, Regierungsbaumeister.

II.

Mit der Uebersiedelung des Hofes nach München 1778 geht die große Geschichte des Schwetzingers Gartens und seines Theaters zu Ende. 1785 wird noch vor Mannheim die Oper „König Theodor in Venedig“ aufgeführt. 1794 wird ein Teil der Mannheimer Dekorationen hierher verbracht, vielleicht Arbeiten Schenks und Quaglios: ein Verzeichnis zählt sie auf. Sie sind spurlos verschwunden. 1803 gelangt vor dem Schwedenkönig auf dem Naturtheater „Das Fest an Apollons Haine“ zur Aufführung. 1840 spielt die Mannheimer Truppe vor dem Großherzog und „ein Jahr vor der badischen Revolution“ wird hier „Wilhelm Tell“ beklatscht. 1897 wird das Naturtheater „wiederhergestellt“ und die „Spitzbubenstreiche“ gegeben, und zuletzt wurde 1905 ein Schäferspiel von Tasso durch Dr. Stahl, Heidelberg, zur Aufführung gebracht.

Betrachten wir nun dieses denkwürdige Theatergebäude, das so bescheiden hinter dem nördlichen Zirkelgebäude, der Orangerie, versteckt liegt, dessen Lage und eine unverzeihliche Nachlässigkeit in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts seinen zu frühen Untergang nahegeführt haben. In seiner äußeren Erscheinung anspruchslos, wurde es mit seiner Langseite an den damals reichen Garten des Gesandtenhauses anschließend, vom Frühjahr bis November 1752 für 23 000 fl. errichtet. Fünf hohe Fenster zeigen nach außen den Verlauf der Bühne, des Zuschauertraumes und „Foyers“, daran am nördlichen Ende das Treppenhaus anschließt. Der Garderobebau springt beiderseits des südlichen Bühnenteiles vor, an den wenige Jahre später die Hinterbühne mit zwei überdeckten Verbindungsgängen angebaut wurden. Das Zirkelhaus ist mit Foyer und Bühne verbunden. Die Gesamtlänge beträgt 60,5 Meter, die Breite 28 Meter, die Höhe 16 Meter; das Material ist außen verputztes Bruchsteinmauerwerk, innen Kautscholz, Schalung, Schnitzwerk, Leinwand und Farbe.

Wenige Stufen führen von der Orangerie ins Foyer, ein durch Säulen gegliederter, schmaler Raum mit reichem Gesims und Kassettierter Decke. Rechts gelangt man durch das einfache Stiegenhaus in die zwei oberen Ränge, links in das mächtig ansteigende Parterre, das von 10 Bögen umsäumt, die beiden engvergitterten mittleren für die „Pflaster“ bestimmt. Die rot überzogenen Parterrebänke mit ihren unregelmäßigen Längen, waren ursprünglich nicht vorhanden. Die von feingehauenen Konsolen getragene, vorkragende und in mächtig tiefer nach hinten ansteigender Sufeisenform verlaufende Brüstung des ersten Ranges

ist mit plastischem und gemaltem Ornament und Löwentöpfen reich geschmückt und endigt gegen das Proszenium in zwei zurückspringende Seitenlogen, unter denen zwei versteckt liegende Türen in den vorderen Teil des Parterres führen. Die Brüstung des zweiten Ranges, nur wenig zurückgenommen, wird von hinter der unteren Stützensucht verlaufenden, mit Baumstäben decorierten Pilastern getragen, welche durch korbbogensförmige, mit flachem Wandwerk eingefasste Archivolten überspannt sind. Die beiden mittleren Pilaster des 1. und 2. Ranges begrenzen je eine anspruchsvolle Loge, in deren unterer sich der Kurfürst wohl aufhielt, wenn ihn Feillichkeiten nicht zur Benutzung des Parterres zwangen. Die mit der Steigung der Ränge ansteigende und an der Balkenlage aufgehängte Decke, seitlich durch dasselbe Stützensystem getragen, war mit allegorischem Bildwerk geschmückt oder zeigte — ähnlich dem Ludwigsburger Schloßtheater — geometrisch aufgeteilte Flächen und perspektivisch gemalte Kassettierungen, deren Mitte die kreisförmige Oeffnung des tiefhängenden, mit Kristallprismen dicht besetzten Kronleuchters frei ließ. Von der übrigen Beleuchtung des Zuschauertraumes kann infolge des späteren, teilweisen Anstriches, der die Nischen der Deckenlampen und Kerzen zudeckt, nichts bestimmtes gesagt werden. Das matte Weiß des Grundes, das zarte Gelb der Füllungen, das Graubraun der gemalten Profile, Nischen und Schattenschläge stand in feinem, feinsten Kontrast zu der wohl lichtfarbenen Decke, der saften Grün-Gold-Weiß-Stimmung des breiten Proszeniums und dem bunten Farbgewirr der dichtbesetzten Ränge und Logen.

Die gekuppelten malachitfarbenen und goldgeäderten Pilaster des Proszeniums auf hohem Sockel mit korinthischen Kapitellen fassen beiderseits ein 10 Meter hohes Gitterwerk ein, auf dem in hervorragender Kombination und Modellierung sich Embleme der Musik und des Spiels verteilen, und hinter dem einst die Leistungen der Rivalen mit neidischem Blick verfolgt wurden. Darunter, reich gekrönt mit plastischem Ornament, naturalistischem Wandwerk und ägyptisch drapiertem weiblichen Kopf, der Eingang zum Orchesterraum mit schwach konkavem Boden, unter dem sich das ursprünglich geplante und während des Baues schon überdeckte Podium befindet. Neben dem kräftig ausladenden Hauptgesims erhebt sich eine halbgewölbte zweite Ordnung, in deren Mitte ein reiches Medaillon mit figürlicher Malerei, zwei kämpfende Faune und einen Drachen tödenden Krieger darstellend. Der Proszeniumrahmen, an dessen oberen Ecken zwei hochgeschwungene Konsolen das mächtige Gebälk tragen (zwei über 16 Meter freitragende 40/50 Btm.-Balken), zeigt in der Mitte in echt rokokoförmigem Kartuschwerk das kurfürstliche Wappen. Die edlen Formen, das feine Detail der geschnitzten und gemalten Ornamente tragen deutlich die Spuren des strengen Geistes der Pariser Akademie, aus der ihr Schöpfer kam. „Eine der ausserordentlichsten Schöpfungen französischer Kunst im 18. Jahrhundert“ schreibt der begeisterte Olivier; sicher aber ein Bau, der in seiner innenarchitektonischen Bedeutung mit dem späteren Bibliotheksaal im Mannheimer Schloß und dem Schloßchen Benrath auf gleiche Stufe gestellt zu werden verdient, dessen kulturgeschichtliche und besonders theatertechnische Bedeutung bis heute viel zu wenig bekannt und gewürdigt ist.

Die Bühnenöffnung mißt 9x7 Meter. Das Bühnenpodium, in seiner Gesamtlänge das Bierfache des Zuschauertraumes — ein seltenes Verhältnis — mißt 19,5x16 Meter, hat 29 Schliche und Freifahrten und 6 Versenkungen. Mit der später angebauten Hinterbühne, die wohl meist zur Aufbewahrung von Dekorationen benutzt wurde, beträgt die Gesamttiefe des Bühnenraumes über 34 Meter!

Durch das Untergeschoß der Hinterbühne, zusammen mit dem Erdgeschoß der Garderobeflügel als Magazin verwendet und in späterer Zeit als Wohnung des Theatermeisters eingerichtet, gelangt man zur Maschinenrie der niedrigen Unterbühne, in der sich zahlreiche Stützen, Kulissenwagen, langes Trommelwerk mit Triebrod, zwei gewölbte Räume zur Aufbewahrung leicht brennbarer Materialien dicht aneinander reihen. Einige Stufen führen zu den Parterre- und den beiden Seitenausgängen, und zwei die Hinter- und Hauptbühne seitlich trennende Treppen zu den zweigeschossigen Garderoberräumen und der Obermaschinenrie.

Die Garderoben zeigen noch die alten, numerierten Wandkästen, die Wände noch Namen französischer Schauspieler, Tänzer und Tänzerinnen. Der Geist dieses Volkstums wird uns durch einige dilettantisch episodenhafte Zeichnungen und manche freistehende Karikatur auf geweihter Fläche noch heute deutlich überlebenshaft: so sieht man die Verteilung der „extra bouteilles“, anscheinend an die Mitwirkenden jener heftigen Airmeß höchst wichtig wiedergegeben. Wahrscheinlich sind andere derartige Zeichnungen durch die spätere Dünge überdeckt worden.

Das hohe und konstruktiv sehr interessante Manfarddach enthält den überaus reichen Apparat der Obermaschinenrie: im Manfardgeschoß die Bühnengalerie, einen Proberaum und zwei Geträteräume, darüber bis unter den First das dichtgestellte Walz- und Trommelwerk mit Triebrodern bis zu 2,5 Metern Durchmesser, die gesamte, unheimliche Last auf dem 16 Meter langen, an Säulen aufgehängten Gebälk ruhend. Dieser noch bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zeitgemäße bühnentechnische Apparat — es gab kaum einen konservativeren Zweig der Technik als diesen — zeigt uns deutlich die Anforderungen, besonders der italienischen Oper an die Bühnentechnik im 18. Jahrhundert, in denen drachengezogene Wagen durch die Lüfte führen, die Götterwelt in Wolken und aus der Tiefe auf die Erde stieg, Tempel ein-

stürzten, Schiffe an wilder Brandung zerstückten und die kurfürstliche Soubateska in den Schlachten der Bühne ihren Ruhm erntete. Denken wir weiter an das nie fehlende bengalische Feuerwerk, an den Bltz, den Donner, der im Schwesinger Theater „den Tempel von Ephesus hätte eingestürzt“, an das kunterbunt der Kostüme aller Länder, an die Fuderperücke zum „romantischen“ Kleid, die behänderten Stöckelschuhe zum türkischen Kostüm, die frauchfederngeschmückte Gottheit, an die transparenten Kullissen und Dekorationen, so begreifen wir die Begeisterung des Hofes für diese glänzenden Vorstellungen, zu denen die bedeutendsten Hofkünstler herangezogen wurden und die Unsummen von Geldern verschlangen.

Der Zufall hat uns diesen Bau erhalten als den einzigen Schloßtheaterbau der Kurpfalz. Seine Geschichte ist kaum 170 Jahre alt. Und betreten wir ihn heute, so verstehen wir die Klage des Besuchers, der schreibt: „Einst die Stätte des Glanzes und der Freude, heute öde, baufällig und verlassen. Die Vergänglichkeit auf der Bühne des menschlichen Lebens mag uns vor's Auge treten, wenn wir im Halbdunkel des Zuschauerraumes stehen und den Blick auf die leere, nackte, alles bunten Plitters entkleidete Bühne Karl Theodors richten.“ Schauen wir einmal näher zu! Mit dem Bodenbelag der Unterbühne deckte man seinen Vackheimbedarf. Ihre Stützbohlen verwendete man als Bau- oder Brennholz, daher verschiedene Balken des Podiums ohne Stütze oder Auflager; der Bühnenboden in den letzten Jahren schwer belastet durch das darauf errichtete Magazin für Schnittholz aller Art, Gartenbänke und Pflanzentübel. Ein Wunder, daß nicht alles in die Unterwelt versank! Durch die vielen fehlenden und zerbrochenen Fenster und Scheiben dringt seit Jahren der feuchte Herbst- und Winternebel des Gartens in den teils mit bemalter Leinwand bespannten Zuschauerraum. Das feine Schnitzwerk zeigt mit seinen schwarzen Konturen die Spuren des früheren jahrealten Staubes. Durch offene Kellertüren und Dachluken jagen sich Marder und allerhand Vetter. Der Schnittdachstuhl durch die nachträglich einge Zuzammenstellung der Maschinerie und das schadhafte Holz in beängstigenden Kurven, und durch den teilweise brüchigen Bodenbelag kann der Besucher die Höhe der Bühne abschätzen. Auf der Decke des Zuschauerraumes trockenete man um 1900 noch den berühmten Schwesinger Hopfen. An deren seitlichem Abschluß sieht man noch die zackigen Reste der Leinwand, die einst das Deckengemälde trug. „Zerissen und versport“ wurde es in den 70er Jahren „abgenommen“ und blieb trotz eifrigen Suchens verschwunden. Der große Leuchter ist in den 60er Jahren „weggekommen“, von dem sich die damaligen Besucher jeweils ein kleines Andenken mitnahmen. Kein marteau d'arquin umrahmt heute mehr die Bühnenöffnung, überall sind nur die schmalen, aufgenagelten Leinwandstreifen als gebliebene Reste von Vorhang und Prospekt zu finden. Einige nackte Ständer der abgehöhlten Kullissenwagen ragen noch empor; die letzten Reste der Kullissen wurden alljährlich — wie die Sage läuft — zum Aufziehen beim großen Reinemachen eingeweicht. Das Ganze singt das hohe Lied auf Denkmalspflege und Schloßverwaltung im vorigen Jahrhundert! Das Einzige, was ich nach eifrigem Suchen noch fand, war ein Stück einer perforierten Stoffleiste und ein Schopf einer graulichen, roten Perücke. Der eifrige Historiker Oliviers aber soll glücklich gewesen sein, als er vor Jahren ein Stückchen Schminke in einer Garderobe vorfand, das er in seiner ersten Freude als echter patriote einer seiner schönen, tanzenden Landsmännchen zuschrieb.

Es soll in Aussicht genommen werden, diesen Bau in nächster Zeit wieder instand zu setzen. Damit würde eine alte Unterlassungssünde getilgt werden. Denn wie man mit einem solchen Gebäude hätte umgehen können, zeigt uns das nahe Ludwigsburger Schloßtheater. Man glaubt heute sogar an eine weitere Möglichkeit: an die Wiederherstellung zwecks einer „Inbetriebnahme“ des Theaters. Dagegen seien einige Gründe kurz angeführt: Der Zustand des Baues ist ein derartiger, daß die zu diesem Zwecke notwendigen Ausgaben den gegenwärtigen finanziellen Verhältnissen wohl kaum entsprechen würden. Man denke nur an jeglichen Mangel von Wasser- und Lichtzufuhr, an die Lösung der notwendigen hygienischen, sicherheits- und feuerpolizeilichen Fragen — derartige hölzerne Theater sind sehr selten geworden —, man denke an den Zustand der Bänke, die den primitivsten heutigen Forderungen nicht mehr entsprechen, an die großen bühnentechnischen Schwierigkeiten, an deren Ueberwindung bisher noch jeder ernsthafte Versuch gescheitert, an die Wirkung der vielen notwendigen Neuerungen und Ergänzungen im Zuschauerraum. Der trotz der Leere noch fühlbare Odem vergangener Zeiten wäre für immer dahin, und die weitaus größte Zahl der Besucher würde nachher trotzdem im Schwesinger — Kino zu finden sein. Die ändern aber können wie bisher nach dem nahen Mannheim ziehen, dessen Theater ihnen einen sichereren Genuß verspricht. Darum auch hier nicht renovieren, sondern konservieren! Die überschüssigen Mittel aber den bestehenden Theatern! Wir besitzen gerade in Baden die beiden Städte — Freiburg und Mannheim —, die noch vor dem Kriege mit ihrem städtischen Aufwand für Theater an erster Stelle in ganz Deutschland standen und haben noch ein Landes-theater. Seine neue Wandertruppe aber würde sicher ein dankbares Publikum gerade in den Sommermonaten im vielbeliebten herrlichen Garten vor dem Apollotempel finden. Daß diese Aufgabe mit weit weniger Schwierigkeiten zu lösen ist, beweisen 1905 Dr. Stahls Aufführung.

Einst und jetzt.

Beobachtet und verraten von Alban Breisgauer, Karlsruhe.

Es war ganz gewiß kein welterschütterndes Ereignis, als Fritz, des Stadtkutschers Aelterer, die Thrine ehelichte. Und wenn nicht die Zeitung in den Ständebuchauszügen davon berichtet hätte, würde wohl kaum jemand darauf aufmerksam geworden sein, welches Ereignis sich in der Schmalen Gasse von Dingsda vollzogen hatte.

Nur die lieben Nachbarn wußten davon. Aber auch sie merkten erst die wahre Bedeutung, als am festlichen Tage selbst die beste Kohnkutsche aus dem Schuppen hervorgeholt wurde, um im eigenen Hause die frohe Schar lieber Gäste und Verwandten aufzuladen, die Fahrt nach dem Standesamte und der Kirche anzutreten.

An jenem heißen Maintage hatten des Stadtkutschers Pferde gar wenig Ruhe. Auch sie merkten etwas Außergewöhnliches. Während sonst Martin, ein alter, graubärtiger Knecht mit nahezu dreißig absolvierten Dienstjahren die Hochzeitsgäule, wie sie für diese Zwecke gemeinhin genannt wurden, mit müden Augen und schwachen Gliedern, aber mit desto mehr Liebe zu seinen Pflegebefohlenen im Herzen anschnürte, ließ es sich diesmal der Vater selbst nicht nehmen, unter Martins Assistenz ein funkelndes Messinggeschirr und buntscheckige leichte Decken auf sein bestes, leider aber auch einziges Paar Droschkensperde aufzulegen, nachdem diese schon vorher durch eine ganz ungewohnte zweite Hafenzulage ohne Häcksel auf die Bedeutung dieses Familientages hingewiesen und aufmerksam gemacht worden waren.

Sie spitzten die Ohren und hörten den Knall der Peitsche; das Gassen und Laufen wollte kein Ende nehmen. Ungebuldig scharrten ihre blanken Hufe den harten Boden, während man die letzten Gewinde künstlicher Myrten und Röslein zum Schmücken der Kutsche anheftete. Wie aber wunderten sie sich, als heute ganz ungewohnterweise, statt einer Fahrt, der lange Weg zum Amt und Gotteshaufe gar dreimal gemacht werden mußte. Und jeweils ging's im flotten Tempo durch die staubigen, sonnenhellen Straßen dahin. Zuerst die lieben Verwandten von Hinterwalden, dann die beiderseitigen Eltern und schließlich, als sie sich schon erlöst glaubten, sollten sie erst die Hauptsache, den Fritz und die Thrine, in schweren Schwarzrod und festlichen Seidenen mit mächtigem Rosenstraufe abholen.

Da hatten die Nachbarnweiber zu schauen, denn diesmal ging's hoch her bei Stadtkutschers. Freundvoll und leidvoll aber betrachtete der Alte selbst das Fest, denn auch ihm leitete der Tag einen neuen Abschnitt seines Lebens ein. Morgen wollte er dem Fritz das ganze Geschäft samt Fuhrpark und Gäulen übergeben. Von morgen ab regierte der Junge als selbständiger Herr im Hause. Die Alten aber zogen hinauf in den zweiten Stock, zwar nichts als ein ausgebautes Dachwerk, aber doch Raums genug für zwei arbeitsmüde Leute, die noch ein Weniges auf dieser Welt sich des Lebens und des errungenen kleinen Gewinnes in beschaulicher Ruhe erfreuen wollten.

So übernahmen nach verslossenem Festesrubel hoffnungsfroh die Jungen den stadtbekanntesten Kutschereibetrieb des Vaters. Und dies war kein geringes Werk. Täglich liefen 3 Lastwagen von der Baustelle zum Schuttplatz und ebenso oft mußte die „Herrschaftskutsche“ den berühmten Arzt aus der Nachbarschaft seinen Patienten zuführen, wenn nicht gar noch des Nachmittags eine „Leiche“ oder „Hochzeit“ zu fahren war. So ging es Jahrein und -aus.

Da kam Geld ins Haus; es wanderte aber auch viel wieder ab. Das Anwesen war bald zu klein, und Stall und Schuppen verlangten dringend einen neuzeitlichen Umbau.

Aber auch die kleinen Räume des Erdgeschosses füllten sich bald mit heiterem Leben. So hingen nach kurzen, glücklichen Ehejahren drei zappelnde Göttern an Mutter Thrines Hausfrauenrod, wenn diese nicht oben bei den Großeltern unter Tischen und Stühlen rumorteten. Ganz weidlich aber hörte man den alten Martin schimpfen, wenn Herr Fritz, der jüngste und hoffnungsvolle Stammhalter, einstiger Nachfolger in Firma Fritz Meyer, die Futterkrippe zum Versteckplatz wählte, wo er sich vor der Verfolgung seiner ängstlichen Geschwister am sichersten glaubte. Auch den Jungen und Jüngsten war das alte Häuschen in der Schmalgasse zu eng geworden. So war des Pläneschmiedens kein Ende. Erst als draußen vor der Stadt Großvaters Wiesenstück zum Bauplatz erkoren ward, kam wieder etwas mehr Ruhe und Besonnenheit in die allmählich umfangreicher gewordene Stadtkutscherei.

Dort entstand alsbald ein stattlicher Bau mit vier modernen Stockwerken, mit geräumigem Hofe und luftigen Ställen, wo bei starkem Geschäftsgange gut ein Dutzend Pferde und anderes nützliches Hausgetier untergebracht werden konnte. Angrenzendes Brachland aber diente dem ebenfalls vergrößerten Wagenpark als günstige Unterkunft.

So wuchsen alle und alles an Größe und Zucht. Und mit ihnen gedieh auch das Ansehen der Firma, wie der Geldbeutel von Vater Fritz und seiner Thrine. Schon mußte sich dieser ein besonderes Kontor und bald auch darin ein Telefon anschaffen. Dort fand auch die neueste Errungenschaft ein wohlgeschütztes Plätzchen: der diebesichere, zentnerschwere Stahlschrank mit Panzer-türe und einem ganzen Bund merkwürdiger Schlüssel.

Wenn dies nur noch die Großeltern hätten erleben können! Auch der alte Martin war kurz nach dem Umzug seinem ehemaligen Brotherrn in den Kutscherhimmel nachgefolgt und konnte, wie jener, sich nicht mehr an dem Ruhme, dem Glanze und Reichthum der Firma Fritsch Meyer, Sohn, Kutsch- und Droschkenkutscherei, freuen. Zu seinen Zeiten fuhr man noch im gewöhnlichen Rod zu allen Gelegenheiten. Fritsch aber hatte schon längst für sein Personal rote Westen, langschößige Röcke und abgelegte Zylinderhüte verschiedenster Größen zusammengekauft; denn solche Requiraten waren für sein Geschäft eine selbstverständliche Notwendigkeit geworden, ohne die er schon der schneelblickenden Konkurrenz wegen nicht mehr sein möchte. War jene zweite Firma am Plage ihm doch schon oft unliebsam zwischen manchen in Aussicht stehenden Auftrag geraten, besonders auch deshalb, weil Kaver Schulze die leichteren Wagen führte, die Fritsch nie aufreiben wollte, weil ihm die Kosten für solch ein fein gepolstert Gefährt doch stets etwas zu hoch waren. Und so lange seine Wagen täglich immer noch mehr auf der Fahrt waren, als im Schuppen, konnte er sich diese kleine Rückständigkeit ohne Gefahr für den Fortbestand seines Unternehmens wohl leisten. Seine Kundschaft hatte auch noch nie darüber Klage geführt.

Trotzdem trachtete Fritsch schon längst nach einem günstigen Gelegenheitskauf, aber alle Angebote dieser Art schienen ihm in seiner anerkennenen Sparsamkeit als übertrieben hoch.

Somit unterließ er einstweilen jede Neubeschaffung, trotz der höhnischen Bemerkungen, die er am Stammtisch der Fuhrunternehmer Samstags von seinem Kollegen und Konkurrenten Schulze gaver einstecken mußte.

Da kam auch für ihn die Stunde! Kurz nach der Revolution war auch in der einstigen Residenzstadt Dingsda alles Krongut unter den revolutionären Hammer geraten, und was der ehemalige fürstliche Marstall an Kostbarkeiten barg, Säule, Wagen und Schlitten, mußten zugunsten der ziemlich mageren republikanischen Staatskassen zwar nicht versilbert, aber doch zu Papier werden. So kam der große Tag der allgemeinen Versteigerung heran. In fieberhafter Aufregung waren am Vorabend Thrine, die rundlichgebaute Meisterin mit dem scharfen Blick für alles, was in Küche, Hof und Stall ihrer Obhut anvertraut war, mit ihrem Manne nach Feierabend ins Kontor gezogen. Vorsichtig schlossen sie Türe und Fensterladen. Dann raschelten die Schlüssel mit den merkwürdig gefeilten Werten am feuerfesten Kassen-Schrank und Fritsch tat mit schwerem Seufzer einen tiefen Griff in die wohlverborgene Kasse. Dann wurde gezählt und gerechnet, erwogen und besprochen. Draußen aber, im gemeinsamen Wohnzimmer, streckten der soeben aus dem Heeresdienst entlassene Thronfolger, Fritsch der Jüngere, und seine Geschwister die Köpfe zusammen und berieten, was wohl da drinne vor sich gehe. Wohl tuschelte die nachgekommene Fünftährige von einem Wagenkauf, was sie draußen in der Küche bei einem Gespräche der Eltern aufgeschnappt hatte; doch keines wußte genau, was es geben sollte.

Ernst und feierlich aber schob sich nach geraumer Zeit Frau Thrines Fülle aus dem Rahmen der Kontortüre heraus, ebenso feierlich folgte ihr der Vater mit einem großen Aktenpapiere in der Hand, auf dem in kreuz und quer alle Rechnungsarten bis hinauf zu den folgenschweren Zins- und Zinseszinsberechnungen mit dem dritten Gliede von Jahr und Tag zu sehen waren.

Dann rief sich der Vater seinen Fritsch, den Ältesten, herbei und eröffnete diesem mit geheimnisvoller Miene seinen Plan.

Da kam auch ein freudig Zittern in den starken jungen Mann, der plötzlich mit roten Waden, ohne ein Wort an seine umstehenden Brüder und Schwestern zu richten, spornstreichs dem Stalle zulief. Dort musterte er die Pferde in den Ständen. Die waren seit seiner Dienstzeit ohnehin neben Kaver Schulzens Marie seine Schwäche und sein ganzer Stolz. Richtig, da hatte der Vater ja kürzlich den seinen Kauf getan mit den beiden prachtvollen Braunen. Zärtlich streichelte er das nervige Paar, das ihm so viel Freude machte. Diese wurden allein würdig befunden, morgen in besonderen Geschäften zu dienen. Was würden sie alle sagen, die Geschwister groß und klein, die Nachbarn, die Hausbewohner, die Freunde, aber auch Vaters Geschäftsfeinde, wenn Fritsch als Kutscher selbst mit diesen Prachtrossen, von denen jeder ein Duzend brauner Lappen wert war, mit dem neuerworbenen Gefährte anrückte?

In dieser Nacht schliefen nur die Jüngsten der Firma nichtahnend in einen neuen bedeutungsvollen Tag hinüber, während Fritsch sich droben in seinem Stübchen drehte und wälzte und seinen Schlaf finden konnte. Aber auch drunten bei Thrine und Fritsch, den Eltern, brannte noch lange das Licht. Ab und zu aber ertönte ein trotzig Wort der Gegenrede durch das Schlüßelloch heraus in die Kammer der Mädchen, die, ob der ungewohnt lauten Unterhaltung im Schlafzimmer, sich merkwürdige Gedanken machten.

Sonnenglanz lag schon über der weiten Ebene, als Vater Fritsch in vürnehmem Gewande sich zu besagter Versteigerung aufmachte, während sein Ältester zu Hause, wie ehemals der Großvater, am funkelneuen Geschirr herumseherte.

„Sie müssen zusammenpassen, die Säule und der Wagen!“ Mit diesem energischen Worte rief der ehemalige Kavallerist

den letzten trüben Fleck vom Zaumzeug. Und nun warteten Mutter und Sohn auf das verabredete Telephonsignal, das den Eingeweihten den glücklichen Kauf melden sollte.

Und richtig. Während draußen in der Küche die Mittagssuppe brodelte, rissen Mutter und Sohn zugleich begierig am Hörer des Telephons.

„Einen Hofwagen mit weißem Polsterzeug,“ rief freudig erregt Fritsch der hochenden Mutter entgegen.

„Jetzt wird geheiratet, Mutter! Jetzt kann Mariens Vater nichts mehr einwenden!“ Sprach's und eilte davon, die Pferde nach dem Marstall zu führen.

Das war aber eine stolze Heimfahrt heute. So ferkengerade sahen die Dingsdaer den blonden Fritsch noch nie auf dem Bod sitzen. Aber das muß man ihm gerne gestehen; er wußte mit bürgerlicher Würde und Anstand das prächtige Gefährt durch all die Straßen zu führen. Waren es die knallrote Weste oder die leuchtenden blauen Augen des schmucken Koffelentfers? Alles blieb stehen und musterte das sonderbare Gefährt! Die „spießbürgerlich“ herausgeputzten Braunen am hocharistokratischen Galawagen nahmen sich drollig aus. Fritsch merkte von alledem nichts. Er bog in herrlichem Bogen peitschenknallend vom Hauptweg ab, hinein in die Sandgasse, an seines Mariens Haus vorbei. Um das Glück des Tages zu vollenden, streckte diese gerade ihren schwarzen Lockenkopf zum Fenster heraus, aufmerksam geworden durch das merkwürdige Getrappel der zwei Pferde, die sie mit geübtem Ohre schon dadurch als „Fremde“, als Konkurrenz, erkannte. Das lockte auch Kaver Schulze selbst herbei, der unter der breiten Toreinfahrt nach dem Gerassel Ausschau hielt.

Stolz grüßte Fritsch durch tiefes Senken der Peitsche. Straff gespannt hielt er die Braunen ziemlich kurz, so daß sie vom unregelmäßigen Geklapper in mäßigem Trabe taktfest vorüberzogen.

Das war der wichtigste Augenblick in Fritschens Leben und dessen war sich der helle Junge, ganz im Gegensatz zu den meisten seiner Mitmenschen, wohl bewußt. Jetzt oder nimmer mußte es sich entscheiden, ob er seine Marie, trotz Konkurrenz, und mit ihr Kaver Schulzes schönes Geschäft bekommen sollte.

Wäre der Wagen nicht gar so rasch vorübergefahren, hätte Fritsch sicherlich ein „Heiliges Donnerwetter, ein ganzer Kerll Die Meyers machen sich!“ nicht überhört.

Doch dies wollte ihm Marie heute abend schon selbst berichten. Im übrigen war Fritsch nicht auf den Mund, noch weniger auf den Kopf gefallen; er wußte dann schon, woran er mit Vater Schulze war. Aus ähnlichen Gedanken raffte zur letzten Parabe sich Fritsch noch einmal auf, als er sich dem elterlichen Hause näherte.

In feierlichem Trabe fuhr er an, wie wenn eine verflorenen Hoheit höchstselbst im Wagen säße. Dann umringten groß und klein, alt und jung, alle Hausbewohner und abkömmlichen Nachbarn das stolze Gefährt. Man betastete den blühenden Lack des kostbaren Hofwagens, öffnete den leichten Wagenschlag — und schloß, erschrocken ob der reichen Ausstattung, sofort wieder. Mutter Thrine trollte herbei, setzte den Pukelimer ab, rief sich rasch die Hände an der blauen Arbeitsschürze trocken und setzte sich mit dem unantastbaren Rechte der Besitzerin als erste in die weichen, tiefen Polster. Nun ließen sich die Jungens und Mädchen nicht mehr halten. Wie die Käfer erkletterten sie von allen Seiten Bock und Wagen, beguckten und betasteten, bewundern und belächeln, was ihnen fremd und sonderbar, aber doch furchtbar fein am neuen Bestk auffiel.

„Ein feiner Wagen, Mutter, Hundertmal mehr wert als Schulzes Karren!“ rief Fritsch vom Stalle herüber.

„Kinder,“ wehrte die wackere Mutter die vorwitzigen Jungen, „laßt mir den Spiegel in Ansel! Muß der denn gleich heute zerbrechen?“ Dann herrschte sie Mazel, den Sekundaner an, der eine Wagenuhr entdeckte und ihre Mechanik auszuprobieren begann. Lustig aber waren Marie und ihre kleine Freundin. Am Abend fanden sie in zarten Ledertaschen geborgen zwei kleine Briefchen. Mit diesen führten sie sich gegenseitig durch ihre sträubigen Haare hindurch, bis Fritsch kam und ihnen wehrte. Unterdessen war auch der Vater zurückgekehrt. Mustern umschlich er im Kreise aller den herrlichen Erwerb. Schmunzelnd ob des günstigen Kaufes und der endlich geschlagenen Konkurrenz seines alten Kollegen Schulze, streichelte auch der Alte bald Wagen, bald Frau oder Kinder. Es war ein herrlicher Tag!

„Und jetzt, Vater, wird geheiratet!“ rief kampflustig Fritsch der Stammhalter, von der Stalltüre herüber.

Da konnte sich der Alte nicht mehr halten. Neben dem Wagen, inmitten des Hofes, umringt von den Seinen, beguckt und allen Küchenfenstern der umliegenden Häuser, kniff er seine Thrine in die Arme und gab ihr einen nicht gerade zärtlichen Schmatz auf beide Waden. Er schloß diese feierliche Prozedur mit den prophetischen Worten: „Unsere Silberne, Thrine, feiern wir mit diesem Wagen, und Fritsch wird darin leichter zur Frauung fahren, als wir in jenem alten Kasten!“ Fortan wuchs die Kundschaft zusehends, besonders waren es aber „Hochzeiten“, die diesen herrlichen Wagen begehrten, nachdem Vater und Sohn durch ihre Fahrt zur Doppelhochzeit den fürstlichen Galawagen über die bürgerlich-republikanische Umtaufe stellten.